Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 53

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754422

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

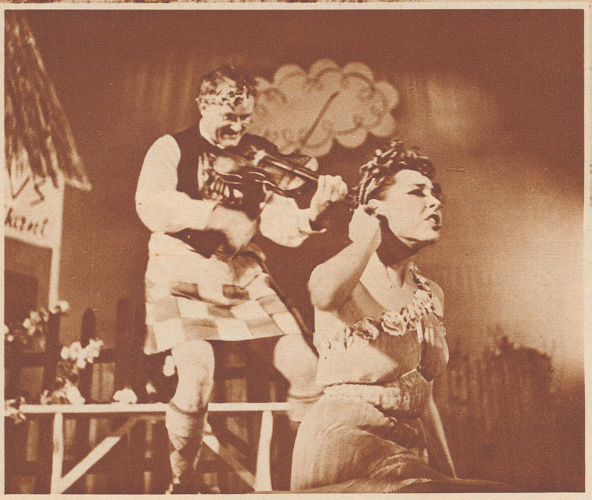
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zürich-London und zurück — trotz allem

Der Flugzeug-Weihnachtsverkehr mit London stand im Zeichen verkehrsstörender Stürme. Am 21. und 22. Dezember landete in Croydon, Londons Flughafen, kein einziges Flugzeug — außer drei Swissair-Douglas-Maschinen.

Aufnahme vom Flugplatz Dübendorf von Guggenbühl-Prisma

Zurich-Londres et retour par tous les temps. Malgré la neige, le service aérien fonctionne régulièrement sur le trajet Zurich-Londres. Les 21 et 22 décembre, aucun avion ne s'est posé sur l'aérodrome de Croydon, hors trois machines Douglas de la «Swissair».

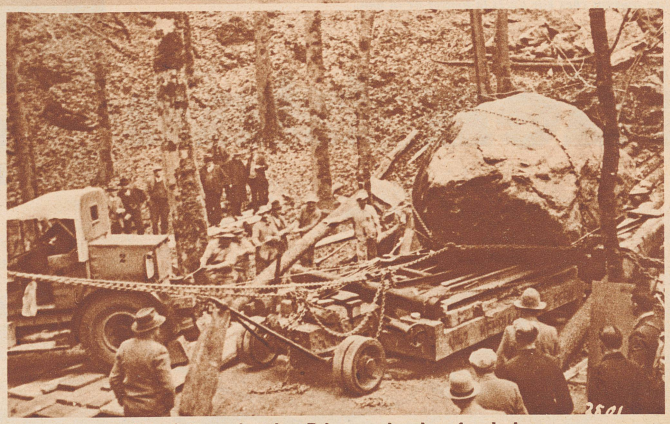


Das «Cornichon» spielt Offenbachs «Orpheus in der Unterwelt»

Die beiden Cornichon-Meister M. W. Lenz und Walter Lesch haben der «burlesken Oper» Offenbachs Gegenwarts-Atem eingehaucht und sie mit träfen Ein- und Ausfällen gewürzt, in welch neuer Form sie nun durch das um etliche junge Kräfte verstärkte Cornichon-Ensemble zum Ergötzen der lachbereiten und beifallsfrohen Zuschauerschaft im Zürcher Corso-Theater dargeboten wird. Bild: Orpheus (Hegetschweiler) verletzt Eurydikes (Elsie Attenhofers) Ohr mit verwerflichem Geigenspiel.

Une scène d'«Orphée aux enfers», opérette-bouffe d'Offenbach, revue par le théâtre du Cornichon. Orphée (Hegetschweiler), supplicie les oreilles d'Euridice (Elsie Attenhofer) des sons discordants de son violon.

Photo Wolgensinger



Interlaken ehrt den Erbauer der Jungfraubahn

Bei Anlaß der 100. Wiederkehr des Geburtstages des Zürcher Bankiers Guyer-Zeller im kommenden Frühjahr wird zu dessen Ehren im Englischen Garten von Interlaken ein mächtiger Findling mit einer Gedenktafel aufgestellt. Bild: Der Abtransport des über 50 Tonnen schweren Blocks aus dem Rugenwäldchen. Der Transport des Eiszeitzeugen zum neuen Standort dauerte zehn Tage.

Interlaken: Un bloc de granit de 50 tonnes est amené au Jardin anglais d'Interlaken. Une plaque commémorative taillée dans ce roc, rappelera la mémoire du banquier zurichois Guyer-Zeller, le père du chemin de fer de la Jungfrau.

Photo Lüscher

† Dr. H. Raschle

Stadtschreiber von Baden und Privatdozent der Universität Zürich, eine prominente Persönlichkeit des Schweizerischen Alpenklubs, starb 50 Jahre alt.

M. H. Raschle, greffier municipal de Baden et privat-docent à l'Université de Zurich, est décédé à l'âge de 50 ans. Le défunt était un membre influent du C. A. S.

† Prof. Dr. H. Töndury

Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre und Soziologie an der Universität Bern, starb 56 Jahre alt.

M. H. Töndury, professeur d'économie politique et de sociologie à l'Université de Berne, est décédé à l'âge de 56 ans.

† Ingenieur J. W. Stockmann

Landammann und Finanzdirektor des Kantons Obwalden, starb 61 Jahre alt.

Ingénieur J. W. Stockmann, landammann du canton d'Obwald, est décédé à l'âge de 61 ans.

Photopress

† Ingenieur D. Siebenmann

Gründer und Leiter der bekannten Berner Firma lufttechnischer Anlagen, ein Erfinder von Weltruf, starb 62 Jahre alt.

Ingénieur D. Siebenmann, inventeur bernois de renom international, est décédé à l'âge de 62 ans.

† Prof. Dr. Fritz Vischer

bekannter Historiker, Dozent für Schweizergeschichte an der Universität Basel und Vorsteher der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft Basel, starb 63 Jahre alt.

Prof. Dr Fritz Vischer, professeur d'histoire suisse à l'Université de Bâle et président de la société d'histoire et d'archéologie, est décédé à l'âge de 63 ans.

Arosa hat drei Skilifts erhalten

der eine führt vom Bahnhof auf den Tschuggen, der zweite von Innerarosa nach Carmenna, der dritte, als Fortsetzung dieser beiden, zum Weißhorn hinauf. Samstag, den 17. Dezember, fand die Einweihung statt. Bild: Baronesse Schimmelpenninck, die holländische Skimeisterin, als erster Passagier auf dem Tschuggenlift. Im Hintergrund Thiejerfluh und Furkahorn.

Arosa: La baronne Schimmelpenninck, championne hollandaise de ski, inaugure le «skilift» du Tschuggen. Photo Brandt

Photo Presse-Diffusion

Im sichern Hafen

Jüdische Kinder, Flüchtlinge aus Norddeutschland, an Bord eines englischen Dampfers in Harwich. Das britische Hilfskomitee hat bis jetzt etwa 1200 solchen Kindern die Auswanderung aus Deutschland und die Unterkunft in England ermöglicht.

Enfants israélites, émigrés du nord de l'Allemagne, transportés en Angleterre par les soins du comité de secours britannique.

Zwei Veteranen der Grenzbesetzung 1870/71

Im Dorfe Steinen im Kanton Schwyz vollendeten H. Felchlin (links) und J. M. Fäßler (rechts) am Weihnachtstag ihr 90. Altersjahr. Beide, Felchlin als Wachtmeister, Fäßler als Füsilier, machten die Grenzbesetzung 1870/71 in der zweiten Jägerkompagnie mit.

Deux vétérans de la Mob 1870/71: H. Felchlin (à gauche) et J. M. Fässler (à droite), ont tous deux servi à la IIe cp. de chasseurs. Ces vieux de la vieille habitent tous deux Steinen (Schwyz) et coïncidence plus curieuse encore, ont tous deux fêté leur 90e anniversaire, le jour de Noël. Photopress

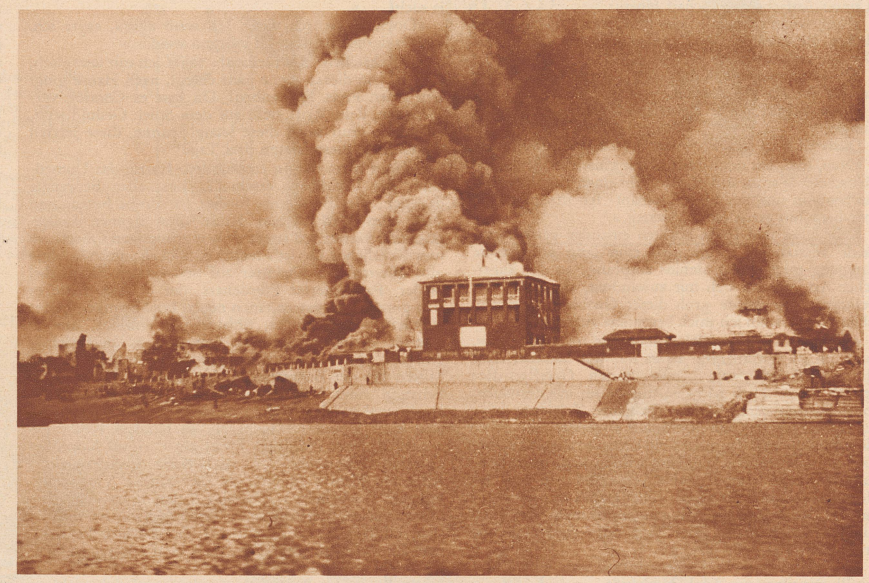


Photo Presse-Diffusion

Europäischer Reichtum brennt in China nieder

Dies ist in Changsha, in der Hauptstadt der Provinz Hunan, das Geschäftshaus der Herren Jardine Matheson & Co., eines britischen Konzerns. Der Krieg hat es in Flammen gesteckt. Hunderte von Millionen hat der europäische, vorab der Handel Englands, bis jetzt in China an Kriegsschäden eingebüßt.

La Chine en flammes. Les pertes subies par le commerce européen se chiffrent par centaines de millions. On voit ici l'incendie des magasins d'un trust britannique à Changsha, capitale de Hunan.

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

Copyright by Verlag Allert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

12. Fortsetzung

Ich erzählte von unserem Obersten, der wie ein Quartalssäufer regelmäßig im Juni und Juli seine sogenannte «Manöverkrankheit» bekam, und wie er, je näher der Termin der großen Uebung heranrückte, immer aufgeregter, immer federfuchsiger werde; ich schmückte, um die dumme Geschichte auszuwalken, obwohl der Kragen um meine Kehle sich gleichsam nach innen würgte, sie mit immer läppischeren Details aus. Obwohl gestern zwei Ulanen mit Sonnenstich vom Pferd gefallen seien, nehme der rabiate Menschenschinder uns jeden Tag noch schärfer vor. Wann man aus dem Sattel komme, könne jetzt niemand mehr voraussagen, zwanzigmal, dreißigmal lasse er in seinem Manöverkoller die dümmste Uebung wiederholen. Mit Müh und Not sei's mir heute noch gelungen, mich rechtzeitig fortzudrücken, aber ob ich morgen ganz pünktlich kommen könnte, wüßten nur der liebe Gott und der Herr Oberst, der sich zur Zeit für einen Statthalter auf Erden halte.

Dies war nun gewiß eine unschuldige Feststellung, die niemanden kränken oder erregen konnte; ganz locker, ganz heiter hatte ich sie zu Kekesfalva hinübergesprochen, ohne Edith überhaupt anzusehen (ich konnte längst ihren starr ins Leere gerichteten Blick nicht mehr ertragen). Da klirrte plötzlich etwas. Sie hatte das Messer, mit dem sie die ganze Zeit über nervös gespielt hatte, quer über den Teller geworfen und hieb in unser Aufschrecken scharf hinein:

«Nun, wenn's Ihnen solche Scherereien macht, dann bleiben Sie eben in der Kaserne oder im Kaffeehaus. Wir werden's schon ertragen.»

Als hätte jemand durch das Fenster geschossen, starrten wir alle atemlos auf.

«Aber Edith», lallte Kekesfalva mit ganz trockener Zunge.

Doch sie warf sich im Sessel zurück und höhnte:

«Nun, man hat doch Mitleid mit einem so geplagten Menschen! Warum soll er sich nicht einen Tag dienstfrei machen von uns, der Herr Leutnant! Ich für mein Teil spendiere ihm gerne einen Feiertag.»

Kekesfalva und Ilona blickten einander verstört an. Beide verstanden sofort, daß eine lang aufgestaute Erregung mich völlig sinnlos ansprang; an der ängstlichen Art, wie sie sich mir zuwandten, ahnte ich ihre Besorgnis, ich würde grob dieser Grobheit erwidern. Eben darum nahm ich mich besonders zusammen.

«Wissen Sie, eigentlich haben Sie recht, Edith», sagte ich so warmherzig, als es mir mit hämmerndem Herzen möglich war. «Einen guten Gesellschafter kriegt's ihr wirklich nicht an mir, wenn ich dermaßen abgeschunden herauskomm; die ganze Zeit spür ich's selber, daß ich Sie heute gründlich angeödet hab! Aber Sie sollten die paar Tage auch mit einem so abgerackerten Kerl vorliebnehmen. Wie lang wird's denn noch sein, daß ich zu euch kommen darf? Auf ja und nein wird das Haus leer sein und ihr alle fort. Ich kann's mir noch gar nicht ausdenken, daß wir im ganzen nur mehr vier Tage zusammen sein sollen, vier Tage oder eigentlich nur dreieinhalb Tage, ehe ihr . . .»

Aber da zuckte ein Lachen drüben auf, scharf und schrill, wie wenn ein Tuch durchreißt.

«Ha! Dreieinhalb Tage! Haha! Bis auf den halben Tag hat er sich's ausgerechnet, wann er uns endlich los wird! Hat sich wahrscheinlich eigens einen Kalender gekauft und rot angezeichnet: Feiertag, unsere Abfahrt! Aber geben Sie nur acht! Man kann sich auch einmal gründlich verrechnen. Ha! Dreieinhalb Tage, drei und ein halb, ein halb, ein halb . . .»

Sie lachte immer heftiger, uns gleichzeitig mit hartem Blick anblitzend, aber sie zitterte, während sie lachte; es war eher ein böses Fieber, das sie schüttelte, als eine richtige Heiterkeit. Man merkte, am liebsten wäre sie aufgesprungen, was ja auch die natürlichste, die normalste Bewegung gewesen wäre bei solch aufrüttelnder Erregung; aber mit ihren hilflosen Beinen konnte sie nicht von ihrem Sessel weg. Diese gewaltsame Gebundenheit gab ihrem Zorn etwas von der Bösartigkeit und tragischen Wehrlosigkeit eines eingegitterten Tiers.

«Gleich, ich hole schon Josef», flüsterte ihr ganz blaß Ilona zu, seit Jahren gewohnt, jede ihrer Bewegungen zu erraten, und sorglich trat der Vater an ihre Seite. Aber seine Angst erwies sich als überflüssig, denn wie jetzt der Diener eintrat, ließ sich Edith von ihm und Kekesfalva wortlos hinausführen, ohne sich mit einem Wort zu verabschieden oder zu entschuldigen; erst an unserer Betroffenheit war sie offenbar gewahr geworden, welche Verstörung sie verschuldet hatte.

Ich blieb mit Ilona allein. Mir war wie einem Menschen, der von einem Flugzeug abgestürzt ist und aus der Erstarrung des Schreckens sich taumlig erhebt, unwissend, was eigentlich mit ihm geschah.

«Sie müssen es verstehen», flüsterte Ilona mir hastig zu, «sie schläft jetzt keine Nacht mehr. Der Gedanke an die Reise regt sie furchtbar auf und . . . Sie wissen ja nicht . . .»

«Doch, Ilona, ich weiß. Ich weiß alles», sagte ich. «Eben darum komme ich morgen wieder.»

«Durchstehen! Festbleiben!» sagte ich mir energisch, als ich, von dieser Szene ganz erregt, nach Hause ging. Um jeden Preis festbleiben! Du hast es Condor versprochen, dein Wort steht auf dem Spiel. Geduld jetzt, Geduld — nur noch diese letzte Spanne, diese letzten dreieinhalb, diese letzten drei Tage!

Condor hatte richtig empfunden. Einzig das Unmeßbare, das Unfaßbare erschreckt uns, alles Begrenzte dagegen, alles Bestimmte fordert zur Probe heraus und wird zum Maß unserer Kraft. Zur eigenen Ueberraschung konnte ich sogar dem ingrimmigen Oberst ein unwillkürliches «So ist's recht» entlocken; umso heftiger ging diesmal das Gewitter auf den Grafen Steinhübel nieder. Passionierter Pferdenarr, der er war, hatte er sich gerade vorgestern einen neuen hochbeinigen Fuchs angeschafft, ein junges, unbändiges Vollblut, und er war im Vertrauen auf seine Reitkunst so unvorsichtig gewesen, ihn nicht vorher gründlich auszuprobieren. Mitten bei der Besprechung war nun das Luder, vom Schatten eines Vogels erschreckt, toll gestiegen, ein zweitesmal bei der Attacke schlankweg durchgegangen, und wäre Steinhübel nicht ein so famoser Reiter gewesen, so hätte die ganze Front ein kurioses Kopfüber zu sehen bekommen. Erst nach einem geradezu akrobatischen Kampf konnte der das furiose Vieh kleinkriegen, für welche respektable Leistung er aber vom Oberst nichts Erfreuliches zu hören bekam. Er verbitte sich, knurrte er, ein für allemal Zirkuskunststücke auf dem Exerzierplatz; wenn der Herr Graf schon von Gäulen nichts verstünde, solle er sie wenigstens vorher anständig in der Reitschule zureiten und sich nicht so jämmerlich vor der Mannschaft blamieren.

Diese böse Bemerkung wurmte den Rittmeister über alle Maßen. Noch während des Heimritts und dann bei Tisch explizierte er immer von neuem, welches Unrecht man ihm angetan. Das Roß habe eben zu viel Saft in sich; man werde erst sehen, was der Fuchs für famose Figur machen würde, wenn man ihm einmal die Mucken gründlich ausgetrieben hätte. Während dieser stürmischen Diskussion nähert sich mir von rückwärts eine Ordonnanz: «Zum Telephon bitte, Herr Leutnant!»

Mit schlimmer Vorahnung springe ich auf. Immer kam ja in den letzten Wochen von Telephon, Telegrammen und Briefen nur Nervenriß und Verstörung. Was will sie schon wieder? Wahrscheinlich tut's ihr leid, mich für heute nachmittag freigegeben zu haben. Nun, um so besser, dann geht alles glatt. Jedenfalls ziehe ich die gepolsterte Tür der Telephonkabine luftdicht hinter mir zu, als klappte ich damit jeden Kontakt zwischen meiner dienstlichen Sphäre und jener andern vollkommen ab. Es ist Ilona.

«Ich wollte Ihnen nur sagen», spricht sie — wie mir scheint, etwas befangen — in den Apparat, «es wäre besser, Sie kämen heute nicht heraus. Edith fühlt sich nicht ganz wohl . . .»

«Doch nichts Ernstliches?» unterbreche ich.

«Nein, nein . . . ich glaube nur, wir lassen sie lieber heute ausruhen, und dann . . .» — sie zögert merkwürdig lange — «und dann . . . es kommt ja jetzt auf einen Tag nicht so an. Wir müssen doch . . . wir werden doch die Abreise noch verschieben müssen.»

«Verschieben?» Ich muß es ganz ängstlich gefragt haben, denn sie setzt hastig hinzu:

«Ja . . . aber wir hoffen, bloß um ein paar Tage . . . übrigens, das besprechen wir morgen oder übermorgen... vielleicht telephoniere ich Ihnen noch inzwischen . . . ich wollte Ihnen jedenfalls das nur rasch ausrichten . . . also heute lieber nicht und . . . und . . . alles Gute und auf Wiedersehen!»

«Ja, aber . . .», stammle ich in den Apparat hinein. Doch es kommt keine Antwort mehr. Ich horche noch ein paar Sekunden. Nein, keine Antwort. Sie hat abgehängt.

Ist es wirklich so heiß in dieser Telephonzelle? Wie ein Erstickender reiße ich die Polstertür auf und tappe zurück an meinen Platz. Man hat mein Aufstehen und Weggehen anscheinend nicht bemerkt. Noch immer streiten und spotten die andern heftig mit Steinhübel herum, und neben meinem leeren Stuhl steht, beharrlich wartend, die Ordonnanz mit der Bratenschüssel. Mechanisch, um den Burschen rasch fortzuhaben, lege ich mir zwei, drei Schnitten auf den Teller, aber ich fasse weder Gabel noch Messer, denn zwischen den Schläfen hat ein so heftiges Ticken begonnen, als meißelte ein kleiner Hammer die Worte unbarmherzig in die innere Knochenwand: «Verschieben! Die Abreise verschieben!» Das muß doch einen Grund haben. Gewiß ist etwas geschehen. Ist sie ernstlich erkrankt? Habe ich sie beleidigt?

«No, was spinnst denn, Toni? Unser Rostbratel gustiert dir, scheint's, nicht recht. Na ja, da sieht man's, das kommt davon, wenn man sich so nobel g'wöhnt. Ich sag's ja immer, bei uns is ihm nix mehr fein genug.»

Immer dieser verdammte Ferencz mit seinem gutmütigen pappigen Lachen, immer diese dreckigen Anspielungen, als schmarotzte ich mich draußen an!

«Zum Teufel, laß mich in Ruh mit deinen blöden Witzen!» fahre ich ihn an. Meine ganze aufgestaute Wut muß mir in die Stimme geraten sein, denn von gegenüber schauen die zwei Freiwilligen ganz erstaunt auf. Ferencz legt Gabel und Messer nieder.

«Du, Toni», sagt er drohend, «diesen Ton verbitt ich mir. Man wird bei der Menasch vielleicht noch seine Spaßsetteln machen dürfen. Ob's dir woanders besser schmeckt, da hast recht, das ist deine Sach, das geht

(Fortsetzung Seite 1691)

mich nix an. Aber an unserm Tisch werd ich mir noch erlauben dürfen, zu bemerken, daß d'unser Mittagessen stehn läßt.»

«Und du, Ferencz», antworte ich, mich zu einem Lachen zwingend, «wirst gütigst erlauben, daß ich einmal Schädelweh hab und mich nicht extra fühl.»

Sofort lenkt Ferencz ein. «O pardon, Toni, wer kann dös spannen? Ja wirklich, du siehst gediegen mies aus. Schon ein paar Tag spür ich, mit dir is was nicht extra. Na — wirst dich schon wieder zusammenrappeln, um dich hab ich keine Sorg'.»

Der Zwischenfall ist glücklich beigelegt. Aber in mir fiebert der Zorn weiter. Was treiben die da draußen mit mir? Hin und her, herauf und herunter, kalt und warm — nein, ich lasse mich nicht so hetzen!

Ich muß mich zurückhalten, um die Wut, die mich innerlich gepackt hat, nicht zu verraten. Am liebsten möchte ich die Gläser nehmen und zwischen den Fingern zerbrechen oder mit der Faust auf den Tisch schlagen; irgendetwas Gewaltsames muß ich unbedingt tun, spüre ich, um diese Spannung loszuwerden.

Gegenüber diskutieren die Kameraden unterdes noch gleich aufgeregt. «Und ich sag dir», höhnt der magere Jozsi, «der Neutitscheiner hat dich von oben bis unten angeschmiert. Ich versteh auch was von Rössern, mit dem Luder wirst nicht fertig, das kriegt keiner herum.»

«So? Das möcht ich sehn», fahre ich plötzlich in das Gespräch hinein. «Das möcht ich sehn, ob man mit so einem Gaul nicht fertig wird. Sag, Steinhübel, hättst was dagegen, daß ich mir deinen Fuchs jetzt vornehm auf eine Stund oder zwei und ihm Salz und Pfeffer geb, bis er pariert?»

Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke gekommen ist. Aber das Bedürfnis, meinen Zorn auszulassen gegen irgend jemanden oder irgendwas, zu raufen, mich herumzuschlagen, war so übermächtig, daß es gierig diesen ersten zufälligen Anlaß ansprang. Alle blicken erstaunt auf mich.

«A la bonheur», lacht Graf Steinhübel, «wenn'st Coursch hast, tust mir sogar einen G'fallen damit. Ich hab heut geradezu einen Krampf in die Finger gekriegt, so hab ich das Viech herumreißen müssen; wär schon gut, wenn jemand Frischer über den Racker käm. Wenn's dir recht ist, können wir's gleich angehn! Vorwärts, kommt's!»

Alle springen im guten Vorgefühl einer rechten «Hetz» auf. Wir gehen in den Stall, um den «Cäsar» herauszuholen — diesen unbesieglichen Namen hat Steinhübel vielleicht etwas voreilig seinem verwegenen Gaul erteilt.

Im allgemeinen war ich nur ein mittelguter Reiter und einem passionierten Kavalleristen wie etwa Steinhübel nicht im entferntesten gewachsen. Heute jedoch hätte er niemand besseren finden können als mich und der unbändige «Cäsar» keinen gefährlicheren Gegner. Denn diesmal straffte der Zorn mir die Muskeln; die böse Lust, mit etwas fertigzuwerden, etwas unterzukriegen, machte es mir zu einem fast sadistischen Vergnügen, wenigstens diesem stützigen Tier zu zeigen, daß meine Geduld Grenzen hat. Es half dem wackeren «Cäsar» wenig, daß er wie eine Rakete herumstob, mit den Hufen an die Wände polterte, sich bäumte und mit jähen Quersprüngen versuchte, mich herunter zu kriegen. Ich war nun einmal in Saft und riß unbarmherzig die Trense an, als wollte ich ihm alle Zähne ausbrechen, ich krachte ihm die Absätze in die Rippen, und bei dieser Behandlung vergingen ihm bald die Mukken. Mich reizte, mich lockte, mich begeisterte sein harter Widerstand, und gleichzeitig feuerten mich die zustimmenden Bemerkungen der Offiziere «Donnerwetter, der gibt's ihm!» oder «Da schaut's den Hofmiller an» zu immer couragierterer Sicherheit an. Immer geht ja von körperlicher Leistung das Selbstgefühl ins Seelische über; nach einer halben Stunde rücksichtslosen Raufens saß ich schon siegreich im Sattel, und unter mir knirscht und dampft und trieft das gedemütigte Tier, als käme es aus einer heißen Dusche. Der Hals und das Lederzeug flocken weiß von Schaumspritzern, fügsam ducken sich die Ohren, und nach abermals einer halben Stunde geht der Unbesiegbare schon weich und gehorsam, wie ich will; ich brauche die Schenkel gar nicht mehr anzupressen und könnte jetzt ruhig absitzen, um mir von den Kameraden gratulieren zu lassen. Aber noch immer steckt zu viel Rauflust in mir, und ich fühle mich so wohl in dem gesteigerten Zustand der Anstrengung, daß ich Steinhübel bitte, jetzt noch auf eine Stunde oder zwei hinausreiten zu dürfen zum Exerzierplatz, im Trab natürlich, damit sich das abgeschwitzte Tier ein bißchen auskühlen könne.

«Aber gern», nickt Steinhübel mir lachend zu. «Das seh ich schon, du bringst ihn mir tadellos zurück. Der wird jetzt keine solche Stückeln mehr aufspielen. Bravo, Toni, meinen Respekt!»

So reite ich, von den Kameraden stürmisch applaudiert, aus der Manege und führe, die Zügel knapp haltend, den abgekämpften Gaul durch die Stadt und dann auf die Wiesen hinaus. Leicht und locker geht das Pferd, leicht und locker fühle ich mich selbst. Meine ganze Wut und Erbitterung habe ich in dieser angestrengten Stunde in das widerspenstige Tier hineingedroschen; nun trabt «Cäsar» fromm und unkriegerisch, und ich muß Steinhübel rechtgeben: er hat wirklich einen famosen Gang. Schöner, schwingender, geschmeidiger kann man nicht galoppieren; allmählich weicht mein ursprünglicher Unmut einem genießerischen und fast träumerischen Behagen. Eine gute Stunde tummle ich den Gaul hin und her, schließlich, um halb fünf, heißt es, langsam zurück. Wir haben beide, «Cäsar» und ich, für heute genug. In bequemem schaukelndem Trott trabe ich über die wohlbekannte Chaussee wieder zur Stadt zurück, selber schon ein bißchen schummrig. Da, hinter mir, ein Hupensignal, laut und scharf. Sofort spitzt der nervöse Fuchs die Ohren und beginnt zu zittern. Aber ich spüre rechtzeitig das Flattrige, das den Gaul überkommt, fasse die Zügel kurz und drücke ihn mit den Schenkeln von der Mitte der Straße ganz an den Rand neben einen Baum, damit das Auto ungehindert passieren kann.

Das Auto muß einen rücksichtsvollen Chauffeur haben, der mein behutsames Zur-Seite-Voltigieren richtig versteht. Ganz langsam, man hört kaum den Motor töffen, steuert er im sachtesten Tempo heran; es ist eigentlich fast überflüssig, daß ich so scharf auf das zitternde Pferd achte und die Schenkel straff anpresse, jeden Moment eines Seitensprungs oder Rückprellens gewärtig, denn als der Wagen jetzt an uns vorbeikommt, steht das Tier leidlich still. Ich kann ruhig aufschauen. Aber in der Sekunde, da ich meinen Blick hebe, gewahre ich, daß jemand aus dem offenen Auto mir zuwinkt, und ich erkenne den runden Glatzkopf Condors neben dem eiförmigen, von dünnem Haar weiß beschatteten Schädel Kekesfalvas.

Ich weiß nicht, zittert das Pferd unter mir oder zittere ich selbst? Was bedeutet das? Condor hier, und er hat mich nicht verständigt? Er muß bei den Kekesfalvas gewesen sein, der Alte saß ja neben ihm im Wagen! Aber warum halten sie nicht an, um mich zu begrüßen? Warum sausen die beiden so fremd an mir vorbei? Und wieso kommt Condor auf einmal wieder heraus? Zwei bis vier — da hat er doch sonst in Wien Ordination. Sie müssen ihn besonders dringend berufen haben und zwar schon frühmorgens. Da muß etwas geschehen sein. Gewiß hängt das mit dem Telephonanruf Ilonas zusammen, daß sie die Reise verschieben müssen und ich heute nicht hinauskommen solle. Unbedingt, etwas muß geschehen sein, etwas, was man mir verschweigt! Ob ich nicht doch nachgaloppieren soll, vielleicht erreiche ich Condor noch auf dem Bahnhof!

Dieser Mensch, das weiß ich, tut nichts Heimliches ohne mich, gegen mich. Dieser Mensch läßt mich nicht im Stich. Nur jetzt rasch hinein! Zuverlässig wird ein Wort, ein Brief, ein Zettel von ihm da sein oder er selbst. Nur rasch zurück!

In der Kaserne stelle ich eiligst das Pferd ein und laufe, um allem Geschwätz und Gratulieren auszuweichen, die Nebentreppe hinauf. Tatsächlich — vor meiner Zimmertür wartet schon Kusma; an seinem ängstlichen Gesicht, seinen gedrückten Schultern merke ich: etwas ist los. Ein Herr in Zivil warte in meinem Zimmer, meldet er mit einer gewissen Bestürzung, er habe sich nicht getraut, den Herrn abzuweisen, weil es ihm gar so dringlich gewesen.

Hastig habe ich die Tür aufgestoßen, und sofort regt sich, wie aus dem Schatten herausgewachsen, im äußersten Ende des verdunkelten Raumes (Kusma hat die Rolläden der Hitze wegen herabgelassen) eine Gestalt. Schon will ich Condor herzlich entgegen, da erkenne ich — das ist doch gar nicht Condor. Es ist jemand anderer, der hier auf mich wartet, und gerade der Mensch, den ich am wenigsten hier erwartet hätte. Es ist Kekesfalva: auch wenn das Dunkel noch dichter wäre, würde ich ihn unter Tausenden an seinem verschüchterten Aufstehen und Sichverbeugen erkennen. Und noch ehe er räuspernd zum Sprechen ansetzt, weiß ich schon den demütigen, den erschütterten Ton seiner Stimme voraus.

«Entschuldigen Sie, Herr Leutnant», verbeugt er sich, «daß ich unangemeldet bei Ihnen eingedrungen bin. Aber Doktor Condor hat mir aufgetragen, Ihnen seine speziellen Grüße zu überbringen und Sie mögen verzeihen, daß er das Auto nicht anhalten ließ ... es war schon höchste Zeit, er mußte unbedingt den Wiener Schnellzug erreichen, weil er dort abends ... und ... und darum bat er mich, Ihnen gleich auszurichten, wie leid es ihm tat ... Nur darum ... ich meine, nur darum habe ich mir erlaubt, selbst zu Ihnen heraufzukommen...»

Er steht vor mir, den Kopf gesenkt wie unter einem unsichtbaren Joch. Im Dunkel schimmert der knochige Schädel mit dem dünnen gescheitelten Haar. Die völlig unnötige Servilität seiner Haltung beginnt mich zu erbittern. Untrüglich sagt mir ein Unbehagen: hinter diesem verlegenen Herumgerede steckt eine bestimmte Absicht. Schon einmal ist er so aus dem Dunkel vorgebrochen; demütig wie ein Bettler beginnt er und preßt dir schließlich seinen Willen auf. Nicht ihm nachgeben! Nicht dich einfangen lassen!

Aber der da vor mir steht, ist ein alter Mann, und sein Kopf ist demütig gebeugt. Einen alten, kranken Mann kann man doch nicht unhöflich wegweisen. So deute ich, unbelehrbar durch alle Erfahrung, auf den Stuhl hin:

«Zu liebenswürdig, Herr von Kekesfalva, daß Sie sich bemüht haben! Wirklich, zu freundlich von Ihnen! Wollen Sie nicht Platz nehmen?» — Kekesfalva antwortet nicht. Er hat wohl nicht deutlich gehört. Aber er hat wenigstens die Geste meiner Hand verstanden. Zaghaft schiebt er sich an den äußersten Rand des angebotenen Stuhls. Ich bleibe auf meiner Hut. Fang' du an, wenn du mir was zu sagen hast! Keinen Schritt geh' ich dir entgegen! Nein — ich laß' mich nicht neuerdings hineinlocken, — genug mit dem verdammten Mitleid, genug auch mit diesem ewigen Mehr und Mehr!

Der alte Mann legt, als hätte er die ungesprochenen Worte hinter meinen verschlossenen Lippen vernommen, endlich die blankgescheuerte Brille resigniert vor sich hin. Nur zu dem Tisch redet er hin, als erhoffte er von dem harten, rissigen Holz mehr Mitleid als von mir.

«Ich weiß, Herr Leutnant», beginnt er beklommen, «daß ich kein Recht habe — oh, gewiß kein Recht, Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen. Aber was soll ich tun, was sollen wir tun? Ich kann nicht mehr weiter, wir alle können nicht mehr weiter ... Gott weiß, wie das über sie gekommen ist, man kann ja nicht mit ihr reden, sie hört auf keinen mehr ... Und dabei weiß ich doch, sie tut's nicht aus schlechter Absicht ... nur unglücklich ist sie, unermeßlich unglücklich ... nur aus Verzweiflung tut sie uns das an ... glauben Sie mir, nur aus Verzweiflung.»

Ich warte. Was meint er? Was tut sie ihnen an? Was denn? Rück endlich heraus! Warum redest du so täuscherisch herum, warum sagst du nicht grade heraus, was los ist?

Aber der alte Mann starrt leer auf den Tisch. «Und dabei war doch alles besprochen, alles schon vorbereitet. Der Schlafwagen bestellt, die schönsten Zimmer reserviert, und gestern nachmittag war sie noch voll Ungeduld. Sie hatte sich selbst die Bücher ausgesucht, die sie mitnehmen wollte, hat die neuen Kleider und den Pelz probiert, die ich aus Wien hab kommen lassen, und mit einemmal ist das in sie gefahren, ich versteh's nicht, gestern abends nach dem Essen. Sie sagt und schreit und schwört, um keinen Preis werde sie weg-

(Fortsetzung Seite 1694)

NEUJAHRS NACHT

VOM WERNER MORF

Gang na en Tritt veruse,
bliib nöd im änge Huus;
de muescht s Neujahr go grüeze
di stille Straßen us.

So fiirli ischs und timber,
s treit alls e wiißes Chleid,
es glitzeret vo Demante,
ganz heimli anegleid.

Lueg, det isch s Herz diheime,
i dere große Rueh.
Wer Edelstei wott sueche,
findts nöd im luute Tue.

fahren, keine Macht der Erde könne sie fortbringen. Sie bleibt, sie bleibt, sie bleibt, sagt sie, und wenn man ihr das Haus über dem Kopf anzündet. Sie mache den Schwindel nicht mit, sie lasse sich nicht betrügen, sagt sie. Nur weghaben wolle man sie mit dieser Kur, nur sie los sein.»

Mich überläuft's kalt. Das also steckte hinter dem zornigen Lachen gestern. Hat sie bemerkt, daß ich nicht weiter kann, oder droht sie nur, damit ich ihr verspreche, doch in die Schweiz nachzukommen?

Aber: nicht dich einlassen, sage ich mir. Nicht zeigen, daß es dich erregt! Dem alten Mann nicht verraten, daß ihr Dableiben dir die Nerven zerreißt! So stelle ich mich mit Absicht töricht und äußere ziemlich gleichgültig:

«Ach, das wird sich schon geben! Sie wissen doch am besten, wie wetterwendisch bei ihr die Launen umspringen. Und Ilona hat mir ja telephoniert, es handle sich nur um einen Aufschub von ein paar Tagen.»

Der alte Mann seufzt, und dieser Seufzer bricht dumpf aus ihm wie ein Erbrechen; es ist, als risse dieser jähe Aufstoß ihm die letzte Kraft aus der Brust.

«Ach Gott, wenn das nur so wäre! Aber das Schreckliche ist, daß ich fürchte ... wir fürchten alle, daß sie überhaupt nicht mehr wegreisen wird ... Ich weiß nicht, ich versteh's nicht — auf einmal ist ihr die Kur gleichgültig geworden und ob sie geheilt wird oder nicht. «Ich laß mich nicht länger quälen, ich laß nicht mehr an mir herumkurieren, es hat alles keinen Sinn!» Solche Dinge sagt sie; sagt sie so, daß einem das Herz stillsteht. «Ich laß mich nicht mehr betrügen», schreit und schluchzt sie, «alles durchschaue ich, alles durchschaue ich ... alles!»

Ich überlege rasch. Um Gottes willen, hat sie etwas bemerkt? Habe ich mich verraten? Hat Condor eine Unvorsichtigkeit begangen? Konnte sie aus einer achtlosen Bemerkung Verdacht schöpfen, daß mit dieser Schweizerkur nicht alles stimmt? Hat ihre Hellsichtigkeit, ihre furchtbar mißtrauische Hellsichtigkeit am Ende durchschaut, daß wir sie eigentlich zwecklos wegschicken? Vorsichtig taste ich mich heran.

«Das verstehe ich nicht ... Ihr Fräulein Tochter hatte doch sonst unbedingtes Vertrauen zu Doktor Condor, und wenn er ihr diese Kur so dringend anempfohlen hat ... dann verstehe ich das einfach nicht.»

«Ja, aber das ist es ja! ... Das ist ja der Wahnsinn: sie will überhaupt keine Kur mehr machen, sie will gar nicht mehr geheilt werden! Wissen Sie, was sie gesagt hat? ... «Um keinen Preis fahr ich weg, ich hab die Lügnerei satt! ... Lieber der Krüppel bleiben, der ich bin, und dableiben ... ich will nicht mehr geheilt werden, ich will nicht, das hat alles keinen Sinn mehr!»

«Keinen Sinn?» wiederhole ich ganz ratlos.

Aber da senkt der alte Mann den Kopf noch tiefer, ich sehe seine schwimmenden Augen, ich sehe die Brille nicht mehr. Nur an dem dünnen flattrigen weißen Haar merke ich, daß er heftig zu zittern begonnen hat. Dann murmelt er beinahe unverständlich:

«Es hat keinen Sinn mehr, daß ich geheilt werde», sagt sie und schluchzt sie, «denn er ... er ...»

Der alte Mann schöpft Atem wie vor einer großen Anstrengung. Dann stößt er endlich heraus «Er ... er hat ja doch nichts als Mitleid für mich.»

Eiskalt wird es mir mit einemmal, wie Kekesfalva dieses Wort «er» ausspricht. Es ist das erste Mal, daß er zu mir eine Andeutung über das Gefühl seiner Tochter macht. Aber ich wußte, daß es Scham war, die ihn von mir weghielt; schrecklich mußte es doch für diesen alten Mann gewesen sein, mitanzusehen, wie seine Tochter um einen Menschen warb, der vor ihr flüchtete.

Jetzt war es ausgesprochen und derselbe Schlag uns beiden aufs Herz gefallen. Beide sitzen wir nach diesem einen verräterischen Wort stumm und vermeiden, einer den andern anzublicken.

Da plötzlich geschieht etwas: ich merke zuerst nur, daß er eine Bewegung macht, eine merkwürdig plumpe und ungeschickte Bewegung. Und dann, daß der alte Mann jählings wie eine weiche Masse vom Sessel niederfällt. Hinter ihm poltert und stürzt krachend der Stuhl. — Ein Anfall, ist mein erster Gedanke. Ein Schlaganfall, er ist ja herzkrank, Condor hat es mir gesagt. Entsetzt springe ich hin, um ihm aufzuhelfen und ihn auf das Sofa zu betten. Aber in diesem Moment gewahre ich — der alte Mann ist gar nicht gestürzt, gar nicht herabgefallen vom Sessel. Er hat sich selber herabgestoßen. Er ist — im ersten Schrecken war dies mir völlig entgangen — absichtlich in die Knie gesunken und jetzt, da ich ihn aufheben will, rutscht er näher heran, packt meine Hände und bettelt:

«Sie müssen ihr helfen ... nur Sie können ihr helfen, nur Sie ... auch Condor sagt es: nur Sie und kein anderer! ... Ich flehe Sie an, erbarmen Sie sich ... es geht nicht so weiter ... sie tut sich sonst etwas an, sie richtet sich selbst zugrunde.»

So sehr mir die Hände beben, ich fasse den Hingekneten kräftig an den Schultern. Aber er packt meine helfenden Arme, wie Krallen spüre ich die verzweifelt angepreßten Finger in meinem Fleisch. «Helfen Sie ihr», keucht er. «Um's Himmels willen, helfen Sie ihr! ... Man kann doch das Kind nicht in diesem Zustand lassen, es geht, ich schwör es Ihnen, um Leben und Tod ... Sie müsse sich wegschaffen, sich aus dem Weg räumen, schluchzt sie, damit Sie Ruhe hätten und wir alle endlich Ruhe vor ihr ... Und das sagt sie nicht nur so, das ist furchtbar ernst bei ihr ... Wenn sie einmal etwas will, dann kann sie niemand mehr davon abbringen, niemand, nur Sie können sie jetzt retten, nur Sie ... ich schwöre es Ihnen, nur Sie allein ...»

«Aber selbstverständlich, Herr von Kekesfalva ... bitte, beruhigen Sie sich nur ... es ist doch selbstverständlich, daß ich alles tue, was mir möglich ist. Wenn Sie wollen, fahren wir jetzt sofort hinaus und ich versuche, ihr zuzureden. Sofort fahre ich mit Ihnen. Bestimmen Sie selbst, was ich ihr sagen soll, was ich tun soll ...»

Er ließ plötzlich meinen Arm los und starrte mich an. «Was Sie tun sollen? ... Verstehen Sie denn wirklich nicht oder wollen Sie nicht verstehen? Sie hat sich Ihnen doch aufgeschlossen, sich Ihnen angeboten, und jetzt schämt sie sich zu Tod, daß sie's getan hat. Sie hat Ihnen geschrieben, und Sie haben ihr nicht geantwortet, und das arme Kind quält sich Tag und Nacht, daß Sie sie wegschicken lassen, sie loswerden wollen, weil Sie sie verachten ... daß Sie sich ... daß Sie sich ekeln vor ihr ... Warum sagen Sie ihr nicht ein Wort, warum sind Sie so grausam, so herzlos zu ihr? Warum quälen Sie dieses arme, dieses unschuldige Kind so fürchterlich?»

«Aber ich habe doch alles getan, um sie zu beruhigen ... ich habe ihr doch gesagt ...»

«Nichts haben Sie ihr gesagt! Sie müssen doch selbst merken, daß Sie sie toll machen mit ihrem Kommen, mit Ihrem Schweigen, weil sie nur wartet auf eines ... auf das eine Wort, das jede Frau erwartet von dem Mann, den sie liebt ... Sie hätte doch nie etwas zu hoffen gewagt, solange sie an ihre Genesung nicht glaubte ... Aber jetzt, da sie doch bestimmt gesund wird, ganz gesund wie andere in ein paar Wochen, warum soll sie da nicht dasselbe erwarten wie jedes andere junge Mädchen, warum nicht ... sie hat es Ihnen doch gezeigt, gesagt, daß sie nur wartet auf ein Wort von Ihnen ... Sie kann doch nicht mehr tun, als sie getan hat ... sie kann doch nicht betteln vor Ihnen ... und Sie, Sie sagen kein Wort, sagen nicht das einzige, was sie glücklich machen kann! ... Ist es Ihnen denn wirklich so entsetzlich? Sie würden doch alles haben, was ein Mensch auf Erden haben kann. Ich bin ein alter, ein kranker Mann. Alles, was ich besitze, wird Ihnen gehören, das Schloß und das Gut und die sechs oder sieben Millionen, die ich zusammengetragen habe in vierzig Jahren ... alles wird Ihnen gehören ... morgen können Sie es schon haben, jeden Tag, jede Stunde, ich will doch selber nichts mehr ... ich will nur, daß jemand für das Kind sorgt, wenn ich nicht mehr da bin.

Der Atem versagte ihm. Wehrlos, kraftlos sank er wieder hin auf den Sessel. Aber auch ich hatte meine Kraft verbraucht, auch ich war erschöpft und fiel hin in den anderen Stuhl. Und so saßen wir genau wie früher einander gegenüber, wortlos, blicklos, ich weiß nicht wie lange. Dann vernahm ich — abermals war unmeßbare Zeit vergangen — einen trockenen Ton, wie wenn Hartes auf Hartes fällt. Seine niedergebeugte Stirn war hinabgesunken auf die Tischplatte. Ich spürte, wie dieser Mensch litt, und unermeßlich wurde mir das Bedürfnis, ihn zu trösten.

«Herr von Kekesfalva», beugte ich mich über ihn. «Haben Sie doch Vertrauen zu mir ... wir wollen alles überlegen, in Ruhe überlegen ... ich wiederhole Ihnen, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung ... ich werde alles tun, was in meiner Macht steht ... Nur das ... was Sie vorhin andeuteten ... das ist ... das ist unmöglich ... völlig unmöglich.»

Er zuckte schwach wie ein schon niedergebrochenes Tier unter dem letzten tödlichen Hieb. Seine von der Erregung leicht angespeichelten Lippen bewegten sich angestrengt, aber ich ließ ihm keine Zeit.

«Es ist unmöglich, Herr von Kekesfalva, bitte sprechen wir nicht weiter ... überlegen Sie doch selbst ... wer bin ich denn? Ein kleiner Leutnant, der von seiner Gage lebt und seinem kleinen Monatszuschuß ... mit solchen beschränkten Mitteln kann man sich doch keine Existenz aufbauen, davon kann man doch nicht leben, zu zweit leben ...» Er wollte unterbrechen.

«Ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr von Kekesfalva. Geld spielt keine Rolle, meinen Sie, dafür wäre gesorgt. Und ich weiß auch, daß Sie reich sind und ... daß ich alles von Ihnen haben könnte ... Aber gerade daß Sie so reich sind und ich ein Nichts, ein Niemand ... gerade das macht doch alles unmöglich ... Jeder würde meinen, ich hätte es nur wegen des Geldes getan, ich hätte mich ... und auch Edith selbst, glauben Sie mir, würde ihr ganzes Leben nicht von dem Verdacht loskommen, nur wegen des Geldes hätte ich sie genommen und trotz ... trotz der besonderen Umstände ...»

Der alte Mann blieb unbeweglich. Zuerst meinte ich, er hätte gar nicht begriffen, was ich sagte. Aber allmählich ging eine Bewegung durch seinen kraftlosen Körper. Mühsam hob er den Kopf und starrte vor sich hin ins Leere. Dann griff er mit beiden Händen an die Tischkante, und ich merkte, er wollte den lastenden Körper aufstemmen, er wollte aufstehen, jedoch es gelang ihm nicht gleich. Zweimal, dreimal versagte ihm die Kraft. Endlich arbeitete er sich hoch und stand, schwankend noch von der Anstrengung, dunkel im Dunkel, die Pupillen starr wie schwarzes Glas. Dann sagte er mit einem ganz fremden, einem grauenhaft gleichgültigen Ton, als ob seine eigene, seine menschliche Stimme ihm gestorben wäre, vor sich hin:

«Dann ... dann ist eben alles vorbei.»

Entsetzlich war dieser Ton, entsetzlich dies völlige Sichaufgeben. Noch immer den Blick starr ins Leere gerichtet, tappte er, ohne niederzuschauen, mit der Hand die Tischplatte entlang nach der Brille. Aber er stülpte sie nicht vor die steinernen Augen — wozu noch sehen? wozu noch leben? — sondern stopfte sie ungelenk in die Tasche.

(Fortsetzung folgt)

Neuerscheinung

MONIQUE SAINT-HÉLIER

Stroh-reiter

ROMAN

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Cécile Ines Loos
Umfang 432 Seiten, Ganzleinen Fr. 8.50

Luxus-Ausgabe, auf echt van Gelder-Bütten,
Halbleder-Handband, numeriert und handsigniert
Fr. 38.—
Auflage nur 20 Exemplare

Der Roman «Strohreiter» von Monique Saint-Hélier ist die Fortsetzung des von der Schillerstiftung preisgekrönten Buches «Morsches Holz» derselben Autorin. Wieder bilden die geheimen Reichtümer und die äußere fortschreitende Verarmung der adeligen Familie Alérac den Hintergrund des Romans. Im magischen Lichtkreis liegt hier die Frage: wird die Enkelin Carolle durch ihre Heirat die Situation retten und wer ist der Partner? — Eingespannt in das großartige Bild eines jurassischen Winters, verändert die Frage von Seite zu Seite ihre Aspekte. Monique Saint-Hélier kennt ebensosehr die Stimme der Natur zu allen Jahreszeiten wie die Stimme des Herzens in allen Lebenslagen. — Monique Saint-Hélier, eine Schweizerin, ist eine der größten heutigen Dichterinnen. Leicht und beweglich wie ein Scheinwerfer von einer hohen Ebene aus beleuchtet sie alle Dinge: Den rosa Weiderich, die vollgepfropfte grüne Ledermappe, Kathrin, die sich einsam fühlt wie eine Hundehütte, wenn der Hund herausgegangen ist. Carolle, die verzweifelt mit Sullivan tanzt wie eine junge Tote und Frau Vauthier, die um Mitternacht im Saale sitzt wie ein alter, biblischer König. Kein Blatt, keine Hand, kein Ton bleibt beziehungslos, alles wird durchpulst von einem geheimen Leben. Aber welches ist die hohe Warte, von welcher aus man so befreit schreiben kann? Das ist jener Punkt, wo alles Unnütze hinter einem liegt. Schmerz, Verzicht, Tod, Selbsterkenntnis heißt die Schwelle, von wo aus die große Schau beginnt. Von dorther tritt uns Monique Saint-Hélier erlösend entgegen mit dem Wissen und dem Humor ihrer Erfahrungen. Nur ein Dichter kann einen Dichter verstehen. Cécile Ines Loos hat es bewiesen, indem sie das Buch ins Deutsche übertrug, ohne dabei den «französischen Geist» zu verlieren. Von ihrer Uebersetzung kann man sagen: Man meint, die Autorin habe es auf Deutsch geschrieben.

Durch jede Buchhandlung
zu beziehen

MV

MORGARTEN-VERLAG A.G.
ZÜRICH